

LAPIDE, Pinchas: *Die Bergpredigt – Utopie oder Programm?* Grünewald Reihe. Mainz 1982: Matthias-Grünewald-Verlag. 114 S., kt., DM 19,80.

Richtschnur für das Verstehen der „Berglehre“ Jesu ist für den jüdischen Neutestamentler Lapide „Jesu Judesein und die grundlegende Hebräizität seiner Frohbotschaft“. Durch das Übersetzungsgriechisch hindurch müsse man zur jesuanischen Ethik vorstoßen. Der Evangelist verstehe Jesus nicht als neuen Gesetzgeber, sondern als legitimen Ausleger der Weisung bzw. der Lehre. Jesus könne die gottgewollte Freiheit des Exegeten in Anspruch nehmen, die es ihm wie jedem Rabbi erlaube, den Bibeltext umzuschreiben, wenn er nur dem Geist der Bibel treu bleibe. Aufgrund dieser Prinzipien beurteilt Lapide dann den Bibeltext. So sei „erfüllen“ eine unjüdische Vokabel, die Jesus deshalb nicht verwendet haben könne. Er müsse vom „Tun“ „Aufrichten“ der Gerechtigkeit gesprochen haben. Mit Recht hebt er hervor, daß die größere Gerechtigkeit eine qualitativ bessere Gerechtigkeit meine, die er im Zusammenhang mit Jesu „Himmelreichs-Strategie“ und dem Liebesgebot sieht. Die Antithesen seien in Wirklichkeit Superthesen, da sie die biblischen Gebote radikalisierten und nicht verdrängten. Jesus bediene sich bei den Antithesen auch des Mittels „des Zaunes um die Tora“, damit das Kerngebot nicht verletzt werde. Daß Jesus sich dieses Prinzips bedient habe, ist jedoch äußerst zweifelhaft. Ihm ging es vielmehr um eine Verinnerlichung der in der These genannten Gebote, nicht nur um einen Schutz dieser Gebote. Eine Spitzenthese Lapidés ist seine Interpretation des Feindesliebesgebotes als Entfeindungsliebe. Es gehe darum, den Feind dadurch zu gewinnen, daß man sein Verlangen mehr als erfüllt, so daß er möglichst als Freund gewonnen werde. Die Entfeindung ist sicherlich ein wichtiger Aspekt des Gebotes der Feindesliebe, aber kaum das eigentlich angestrebte Ziel. Der Jünger soll vielmehr den Feind lieben wie sein himmlischer Vater, der nicht danach fragt, ob jemand es verdient, geliebt zu werden.

Lapide entdeckt sicherlich viele Aspekte in der Berglehre, die zum Teil zu wenig Beachtung finden. Er zeigt, daß Jesus verstanden werden muß im Kontext seines jüdischen Lebensraumes. In der Beurteilung der Berglehre wird der Christ sich jedoch in manchen Einzelpunkten von Lapide unterscheiden. Der Christ weiß im Unterschied zum Juden, daß es mit Christus bereits eine grundlegende Wende in der Heilsgeschichte gegeben hat, wenn auch die Vollendung noch aussteht. Er wird ihm auch kaum zustimmen können, daß Jesus in seinen Scheltreden gegen seine Gegner (Mt 23,13–38) gegen seine eigene Bergrede gehandelt habe. Die angemeldete Kritik soll in keiner Weise die Bedeutsamkeit des Buches schmälern. Lapide vermag nämlich vor allem zu zeigen, daß diese Forderungen der Bergrede realisierbar sind. Dem wird der Christ gern zustimmen, zumal er weiß, daß der Forderung Jesu die Befähigung zu deren Erfüllung vorausgeht. H. Giesen

PESCH, Rudolf: *Zwischen Karfreitag und Ostern*. Die Umkehr der Jünger Jesu. Köln 1983: Benziger Verlag. 100 S., kt., DM 13,80.

Rudolf Pesch verfolgt in dieser Meditation den Weg der Jünger, den sie von Karfreitag bis Ostern zurückgelegt haben. Was in diesen Tagen geschehen ist, kann nur als Umkehr bezeichnet werden, die Gott in ihnen schuf. Die Jünger hatten Jesus während seiner Passion feige verlassen. Was hat ihre Umkehr bewirkt? Drei grundsätzliche Reaktionen auf das Kreuzesgeschehen waren den Jüngern offen: Sie hätten dem Gesetz zustimmen können, wonach ein ans Kreuz Gehenkter ein von Gott Verfluchter war (Dtn 21,23). Die Jünger hätten auch Gott fluchen können, was sie zu Atheisten gemacht hätte. Denn nun hätte sie weder die Autorität Jesu noch die der Tora binden können. Die Jünger hätten schließlich auch die „Sache Jesu“, auch wenn unverständlich, weiterführen können. Das hätte dann aber nicht zur Kirche, sondern zu einer jüdischen Sekte geführt. Die Jünger aber führen den Beweis anders: Für sie gilt, daß der gekreuzigte Jesus nicht von Gott verflucht ist, daß Gott ihn vielmehr auferweckt und damit recht gegeben hat. Der Tod Jesu habe nach dem Willen Gottes Sinn als Sühnetod. Man könne davon ausgehen, daß der Gekreuzigte sich in den Erscheinungen als der Auferweckte von den Jüngern sehen ließ. Die Jünger haben auch die dritte Reaktionsmöglichkeit, wonach die „Sache Jesu weitergehe“, nicht ergriffen. Vielmehr wurde der Sinn des Todes Jesu durch die auf Jesus selbst gegründete eigene Geschichte von Gott zugespielt. Die Dissonanz bestehe zwischen dem vorläufigen Nichtverstehen und dem späteren Verstehen der Jünger. Die Sinnkrise des Karfreitags ist eine Glaubenskrise der Jünger. Die Jünger Jesu sind ge-

fragt, ob sie dazu bereit sind, den Sinn des Todes Jesu zu übernehmen. Ostern erhielten die Jünger die Klarheit über den Sieg Jesu. In den Visionen ging den Jüngern auf, wer Jesus Christus in Wahrheit war und ist. In ihnen erfuhren sie eine neue Berufung. Die Auferweckung Jesu gibt seinem Tod nicht nachträglich Sinn. Nur wurde durch den Auferweckten der ureigene Sinn seines Todes den neu zum Glauben Kommenden deutlich.

Die Umkehr der Jünger bedeutete eine Umkehr zur Kirche, seinem Leib, den der Geist beseelt. Die Gemeinde wurde das eigentliche Subjekt des Osterglaubens.

Die eindringlichen Meditationen R. Peschs, die exegetisch im ganzen gut begründet sind, können dem Christen heute deutlich vor Augen führen, welche Verantwortung die christliche Gemeinde in der Welt hat und wie der einzelne Christ an dieser Verantwortung in der Gemeinde teilhat. Denn die Umkehr der Jünger, die zur Kirche führt, war von Gott gewirkt; die Umkehr der Christen heute ist ebenfalls allein das Werk Gottes, dem sich der Christ allerdings öffnen muß.

H. Giesen

SCHEDL, Claus: *Als sich der Pfingsttag erfüllte*. Erklärung der Pfingstperikope Apg 2,1–47. Wien, Freiburg 1982: Herder Verlag. 172 S., kt., DM 25,—.

Claus Schedl untersucht mit Hilfe seiner an alttestamentlichen Texten gewonnenen logotechnischen Methode die Pfingstperikope (Apg 2,1–47). Der Untersuchung liegt nicht eine moderne Textausgabe des griechischen Neuen Testaments, sondern der Text des Codex Vaticanus (3./4. Jh.) zugrunde. Literarische Werke sind nach Schedl nach den Modellen von Raum, Zeit und Wort gebaut. Entsprechend zählt der Verf. die Satzgefüge nach Hauptsätzen, Nebensätzen, Partizipien und Infinitiven sowie nach listenartigen Zusätzen (= Appositionen). Aus den Zahlenverhältnissen leitet er dann theologische Aussagen ab. Um auf die entsprechenden Zahlen zu kommen, legt er einmal das griechische Alphabet, einmal das hebräische Alphabet und seinen Zählwert zugrunde. Die Gesamtsumme der Buchstaben im ersten Abschnitt der Pfingstperikope ist 1062. Da das Wort „Brausen“ den Zählwert 62 hat, bleiben 1000 Buchstaben übrig. Folglich sei hier ein Hinweis auf den Chiliasmus anzunehmen. Mit dem Brausen vom Himmel her begänne der Zeitraum des tausendjährigen Reiches, der den 6000 Jahren der Weltwoche folge. Diese Art der Argumentation, die hier nur angedeutet werden kann, ist bestimmend für die Auslegung der ganzen Perikope. Sie hat jedoch keinerlei Beweiskraft; denn der Leser bzw. Hörer der Pfingstperikope hätte eine solche Kunstsprache wohl kaum durchschauen können. Wer zählt schon beim Vorlesen eines Textes die Haupt- und Nebensätze, ganz zu schweigen vom Zählen der Buchstaben, um zu ähnlich tieferschürfenden Erkenntnissen zu kommen wie der Verf. dieses Buches? Das Buch hat seinen Wert darin, daß der Verf. immer wieder seine Kenntnis der rabbinischen Literatur einfließen läßt. H. Giesen

Kirchen- und Theologiegeschichte

KÖHLER, Oskar: *Kleine Glaubensgeschichte*. Christsein im Wandel der Weltzeit. Herderbücherei, Bd. 987. Freiburg 1982: Herder Verlag. 432 S., kt., DM 16,90.

Der bekannte Autor, Professor für Universalgeschichte in Freiburg i. Br., hat für die Herderbücherei eine Glaubensgeschichte geschrieben, was mit Recht ein Wagnis genannt werden kann. Nicht nur weil sie den ganzen Zeitraum des Christentums darstellt, sondern weil sie sich dabei bewußt von einer Kirchen- oder Theologiegeschichte unterscheiden will, indem sie den Glauben der Glaubenden beschreibt, wie er sich in der Fülle seiner Äußerungen greifen läßt: in den Bekenntnissen, in der Praxis, in den Liturgien, in Theologie und Bräuchen. Er schreibt also eine christliche Geistesgeschichte.

Vom Anfang der Urgemeinde in Jerusalem spannt sich der Bogen über „Die Entfaltung des christlichen Glaubens in seiner Geburtswelt“ und „Die abendländische Epoche der christlichen Glaubensgeschichte“ bis zu einem letzten Abschnitt, der nur noch andeutbar „Christwerden in künftiger Zeit“ umschreibt.